

Besprechungen (aus: Das Argument 46, 10. Jg., 1968, H. 1/2, 104-07)

I. Philosophie

Haug, Wolfgang Fritz: Jean-Paul Sartre und die Konstruktion des Absurden. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M 1966 (248 S., kart., 14,- DM).

Zum selben Zeitpunkt, da Ernst Fischer in seinem Essayband über „Kunst und Koexistenz“ (Hamburg 1966) die monolithische Einheit der bürgerlichen Ideologie, die er für eine Erfindung kommunistischer Dogmatiker hält, als eine Vielzahl von Ismen darzustellen sucht, die nicht auf einen Nenner zu bringen seien, legt Haug eine Untersuchung vor, in der sich der angebliche Ideologien-Pluralismus der bürgerlichen Gesellschaft auf einen scharfen kontradiktitorischen Gegensatz reduziert. Dies ist nicht einfach der Gegensatz von links und rechts. Vielmehr geht die Scheidelinie mitten durch die Anschauungen hindurch, denen, bei allem sonstigen Unterschied, eine politisch oder philosophisch „linke“ Kritik am Bestehenden gemeinsam ist. Eben da, wo sich die Kritik besonders radikal gebärdet, indem sie gegen die „Mauern der Positivität“ (112) total und ohne Differenzierung anzurennen sucht, erweist sie sich nach Haug als unfähig, einen Punkt zu finden, wo sie den Hebel ansetzen könnte, um das Bestehende wirklich auch zu verändern. Indem die ebenso totale wie abstrakte Negation, hervorgegangen aus dem positivistischen „Der Mensch ist, was er ist“ nach ihrem Prinzip des Alles oder Nichts das real Mögliche verschmäht, muß sie das Wirkliche als etwas belassen, das morgen nicht anders sein wird als heute und wird so im Resultat der von ihr bekämpften Apologie des Bestehenden zum Verwechseln ähnlich. Sie erstarrt zu einem „gnadenlosen Positivismus“ (149).

Haug versteht sein Buch als „geschichtsphilosophische Abhandlung über den modernen Absurdismus“ (177). Er setzt an beim scheinbar Oberflächlichsten, beim Wortgebrauch. Diesem spürt er in einer Reihe von Werken der Dichtung und Philosophie nach. Leitende Absicht ist dabei, einen allgemeinen Begriff des Absurden zu gewinnen (Kap. 1). Ihn zu erproben und zu konkretisieren, dienen die Interpretation eines einzelnen poetischen Werkes (Kap. 2, Sartres Roquentin) und die Analyse einer für den Absurdismus zentralen Metapher (Kap. 3, Die Mauer). Dabei ergibt sich: überall wo das Bestehende als absurd ausgegeben wird, ist die totale Negation am Werke. Sie läßt alles Besondere gleichgültig werden. Ihre extreme Differenz gegenüber allem Objektiven muß umschlagen in extreme Indifferenz (152). Rückzug in eine „zweite Welt“ bietet sich an, gelingt aber nicht mehr wie vorzeiten. Credo quia absurdum: bei Tertullian hieß das immerhin noch die Weltordnung anerkennen, von

der aus der Glaube absurd zu nennen war. Anders schon, wo die subjektive Innerlichkeit als der Ort von Logik und Zusammenhang gesehen wird, von dem aus die Welt als chaotisch und sinnlos zu verwerfen ist. Nun aber ist auch diese Innerlichkeit leer geworden, an sie heftet sich nicht mehr paradoxale Verheißung, sondern endgültige Enttäuschung, nicht mehr Provokation, sondern Resignation (18). Bei Sartre schließlich wird Tertullians absurder Glaube zwar zum Atheismus — und bleibt doch Theologie, „Theologie der Enttäuschung“ (Kap. 1). — Sartres Roquentin glaubt sich in die Kunst retten zu können. Doch damit geht er nur den „Weg der radikalen Entmischung ... der beiden Welten, denen der Mensch zugehört: der Welt der Sinnhaftigkeit (die nicht existiert) und der Welt der Existenz (die absolut und für immer sinnlos ist)“ (51). So wird das Kunstwerk zwar zum Gegenbild des Absurden, aber nur als „ewige Abwesenheit“ (155). Nur um den Preis völligen Verzichts auf Wirklichkeit ist das jenseitige Reich der Kunst zu erlangen (Kap. 2).

An der Wirklichkeit führt kein Weg vorbei. Die Wirklichkeit aber ist die „falsche Welt“, deren Anblick Ekel und Verzweiflung hervorruft (49). Das Verlangen nach Glück, die Sehnsucht, das *ens causa sui* zu realisieren, sind in ihr uneinlösbar (92). Die Welt wird nur noch als Widerstand erfahren. Nicht von ungefähr geht durch die verschiedensten modernen Werke, dichterische wie philosophische, immer wieder das Bild der Mauer. Und zwar ist in diesem Bild der Charakter der Mauern, Fabrikate zu sein, geleugnet. Man fühlt sich durch Mauern eingesperrt, aber man fragt nicht, ob sich Mauern nicht auch anders bauen ließen. „Statt zu sagen: das Gebäude ist noch nicht richtig konstruiert, sagt man ... jedes mögliche Gebäude ist ein Gefängnis“ (73). Die Konstruktion des Absurden, die hier offen zutage liegt, ist auch da noch wirksam, wo sich die Kritik scheinbar konkret den Gegebenheiten zuwendet. So etwa, wenn Bürokratie oder Verwaltung zu Fetischwörtern werden, „als käme es nicht darauf an, *wer* im Büro sitzt und zu *welchem Zwecke und wie*, auch von *wem* kontrolliert er Anweisungen erteilt, sondern als entspränge das übel dem Umstand, daß vom Büro und nicht etwa vom Sattel aus regiert wird“ (72) (Kap. 3).

Haugs Darstellung des Phänomens enthält auch schon dessen Kritik. Aber es geht um mehr. Nämlich um den Erweis der These, daß Absurdität nie etwas Unmittelbares, Einfaches ist, daß vielmehr jeder Begriff des Absurden, zumal wenn er sich als ontologisch ausgibt, konstruiert ist. Eine solche Konstruktion sucht der zweite Teil des Buches am Beispiel von Sartres „L’Etre et le Néant“ systematisch nachzuvollziehen und in diesem Nachvollzug selbst ad absurdum zu führen. Jeder Begriff des Absurden — so das Ergebnis des phänomenologischen Verfahrens im ersten Teil — setzt voraus: Trennung und das Bedürfnis nach Vereinigung. In Sartres Ontologie ist das Dasein nun so konstruiert, daß es als die Einheit von Getrennten erscheint, die sich niemals vereinigen können, gleichwohl aber ihren Sinn nur in der Vereinigung haben. Diese „Konstruktion der Ver-

geblichkeit aller menschlichen Vereinigungsversuche" trägt zu Recht den Namen des Absurden (81 f).

Haugs Sartre-Analyse beginnt bei den perspektivischen Gleichnissen für diese Vergeblichkeit (Kap. 4) und dringt über die Darstellung ihrer Medien und ihrer Mechanik (Kap. 5) vor bis zu den Schematismen der Konstruktion (Kap. 6). Diese Schematismen sind „Figuren der Vermittlung“ zwischen der Ontologie und der ihr vorgegebenen Sprache, die aber, weil verquickt mit den Dingen und der Geschichte, erst zugeschnitten werden muß, um zur Konstruktion einer starren „Urlandschaft der Ontologie“ brauchbar sein zu können. Das geht nicht ohne „Sprachschwierigkeiten“ ab. Sie wären dadurch aufzudecken, daß die Sachen, die das System zu eigenen Zwecken reduziert hat, wieder zur Sprache gebracht werden (146 f). Gerade darauf zielt Haugs Analyse. Sie ist angelegt als der Versuch, „das vergewaltigte Material so aus den Fesseln des Systems zu lösen, daß seine entfaltete Logik es gegen das System, das es stützen sollte, wendet“ (87).

Natürlich weiß Haug, daß er eine philosophische Position angreift, die der Autor längst verlassen hat. Es geht aber auch in diesem zweiten Teil nicht bloß um das Absurde beim frühen Sartre, sondern um den Absurdismus schlechthin. Ob übrigens der spätere, politisch so überaus aktive und leidenschaftlich engagierte Sartre seinen Absurdismus wirklich überwunden hat, wäre noch die Frage. Auch in „L'Etre et le Néant“ schloß die totale Verwerfung Handeln ja keineswegs aus. Im Gegenteil. Wo Theologie und Kunst enttäuscht haben, wo der Weg zurück in die zweite Welt nicht mehr gangbar scheint, macht sich erst recht ein formaler Zwang zum Handeln geltend. Doch kann dieses Handeln — wie Haug besonders betont — keine Praxis, sondern nur eine Folge von Taten sein, ein von vorneherein vergebliches — und als vergeblich zumindest untergründig gewußtes — Anrennen gegen die monolithische Mauer, ein Anrennen, dessen besondere Art und Weise gleichgültig ist, wenn nur überhaupt agiert und entschieden wird (33).

Man sieht: Nicht nur als abstrakt negative Kritik, sondern ebenso als aufs Ganze gehende revolutionäre Aktion kann sich der Absurdismus äußern. Soll eine auf Änderung der Gesellschaft dringende Praxis zum Ziele gelangen, darf sie sich von solch einem Absurdismus gerade nicht unterlaufen lassen. Am glattesten geht immer noch denen das Wort Revolution von den Lippen und fällt denen revolutionäres Gebaren leicht, die ziemlich sicher sind, daß es so ernst denn doch nicht werden kann. Sie auch mögen die Warnung Lenins, der nicht nur die Revolution, sondern auch ihren Erfolg wollte, am ehesten in den Wind schlagen, daß nämlich für den wirklichen Revolutionär die größte, vielleicht sogar die einzige Gefahr die Übertreibung des Revolutionären sei, das Vergessen der Grenzen und Bedingungen der angebrachten und erfolgreichen Anwendung revolutionärer Methoden. „Wirkliche Revolutionäre“, sagt Lenin, „brachen sich zumeist dann den Hals, wenn sie anfingen ‚Revolution‘ mit großen Buchstaben zu schreiben, die ‚Revolution‘ zu etwas fast Göttli-

chem zu erheben, den Kopf zu verlieren, die Fähigkeit zu verlieren, ganz kaltblütig und nüchtern zu überlegen, abzuwägen, zu prüfen, in welchem Moment, unter welchen Umständen, auf welchem Betätigungsgebiet man revolutionär zu handeln verstehen muß und in welchem Moment, unter welchen Umständen und auf welchem Betätigungsgebiet man es verstehen muß, zu reformistischem Handeln überzugehen" (Aus den Schriften, dtv, S. 132).

Solange die Honoratioren nicht zu befürchten brauchen, daß die revolutionäre Negation auch in die Fugen einsickert, dürfen sie sich hinter der brüchigen Mauer des Bestehenden noch sicher fühlen, und es liegt an ihrer Laune, ob sie sich die Revolution als eine Art Stierkampf gewähren, in einer von der Allgemeinheit bereitgestellten Arena, wo die großzügig freigehaltenen Akteure sich durch den Anblick ihrer eigenen roten Fahnen in Rage versetzen dürfen.

Käme dieses Schauspiel zustande, so wäre es zwar auch ein Kampf gegen das Bestehende, ein totaler und kompromißloser sogar, den die etablierte Gesellschaft sich aber leicht, und zwar zu ihrer eigenen Erhaltung *und* Erbauung, in der Form eines absurden Theaters einverleiben könnte. Gesellschaftsändernde Praxis wäre demgegenüber nur als ein lang sich hinziehender Prozeß zu denken, der sich zusammensetzt aus unzähligen einzelnen Aktionen: geplanten und ungeplanten, koordinierten und nichtkoordinierten, aktuellen und erst langhin sich auswirkenden, aus spektakulären, aber noch mehr aus alltagsgrauen, aus solchen, die das Jahrhundert in die Schranken fordern, aber ebenso aus solchen einer partiellen, auf das Detail ziegenden Negation, die sich, wenn es not tut, auch die Wege der Reform, ja sogar die geschmähte Bürokratie zunutze macht. Je mehr die *gegenwärtige* enragierte Opposition gegen die herrschende gesellschaftliche Macht durch eine derart differenzierte Praxis, durch Leninsche Planung oder durch neue nüchterne Einsichten und Taktiken statt immer noch durch die Konstruktion des Absurden sich bestimmen läßt, um so weniger wird sie der Euphorie eines bloß unermüdlichen und unbedachten Anstürmen gegen die Fundamente des Bestehenden bedürfen, um so weniger auch werden die zu erwartenden Ernüchterungen und Enttäuschungen sie wieder in die Resignation des abstrakten und totalen Neinsagens treiben können.

Friedrich Tomberg (Berlin)